

MILAN BULATY
ARBEITSTAGE

ERZÄHLUNG

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im
Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2017 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin
Inh. Dr. Nora Pester
Wilhelmstraße 118, 10963 Berlin
info@hentrichhentrich.de
<http://www.hentrichhentrich.de>

Umschlag: Jörn Bohlmann

Gestaltung: Michaela Weber, Leipzig
Gesamtherstellung: Thomas Schneider, Jesewitz

1. Auflage 2017
Alle Rechte vorbehalten
Printed in the EU
ISBN 978-3-95565-218-0

HENTRICH
& HENTRICH

8

Hauptbahnhof

Viele Menschen, die nun aus- und einsteigen, ziehen kleinere oder größere Koffer und Taschen hinter sich her. Alte Koffer ohne Rollen, die man am Henkel tragen muss, gibt es fast nicht mehr. Ab und an werden sie von jungen Menschen getragen, die sich dadurch von der Masse abheben wollen. In meiner Jugend in Prag hatten wir Koffer, die braun waren und aussehen sollten als seien sie aus Leder. In Wirklichkeit waren sie aus fester Pappe. Sie waren nicht besonders stabil und brachen auseinander, wenn die Pappe riss. Mit so einem Pappkoffer bin ich zu Hause ausgezogen. Obwohl wir für damalige Verhältnisse eine große Mietwohnung in Prag hatten, war sie doch zu klein geworden. Durch die Heirat meines älteren Bruders und die Geburt seiner ersten Tochter hatte sich die Familie vergrößert. Es entwickelten sich Animositäten. Niemand von uns war daran schuld. Wir alle bemühten uns, aber das Zusammenleben funktionierte nicht. Meine Mutter versuchte die Konflikte herunterzukochen, aber ich fühlte mich sehr unwohl und eingeschränkt. Jemand musste die Wohnung verlassen. Da mein Bruder mit seiner Familie aufgrund der Wohnungsnot in Prag nicht ausziehen konnte, litt ich einige Monate, bis ich mich entschloss, die Wohnung zu verlassen. Eine Wohnung zu bekommen, war auch mir nicht möglich. Aber da ich Student war, be-

kam ich durch Glück oder Zufall einen Platz im Studentenwohnheim. Prager Studenten hatten eigentlich keinen Anspruch. Ausnahmen wurden durch Geld oder Beziehungen erreicht, manchmal vielleicht auch durch Sympathie. Ich erzählte der zuständigen Angestellten meine Geschichte und sie gab mir den Platz. Ich war unglaublich stolz, weil ich diese Hürde ohne Beziehung oder Bestechung genommen hatte. Für den Umzug packte ich alle meine Sachen in den großen Koffer aus Pappe. Er war so schwer, dass ich befürchtete, der Henkel würde abreißen. Mein Vater half mir beim Transport. Erst schleppten wir den Koffer zur Straßenbahn. Dann stiegen wir in einen Bus um. Zum Schluss trugen wir ihn zu Fuß zum Studentenwohnheim auf dem Strahov. Wir sprachen nicht über die Gründe für meinen Auszug, über meine Verzweiflung und meine Wut, über die Umstände, die mich aus der Familie herausgedrängt hatten. Die Hilfe und das Schweigen des Vaters waren für mich Ausdruck seiner stillen und verständnisvollen Liebe, die mich bis heute stützt. Wenn ich heute irgendwo so einen Pappkoffer entdecke, den junge Leute im Keller der Eltern gefunden haben oder alte Leute aus dem früheren Ostblock mit sich tragen, kommen immer wieder diese Erinnerungsbilder, wie mein Vater und ich den Koffer an der Bertramka vorbei schleppen, wie wir gemeinsam den Griff halten und beten, dass nicht alles auseinanderbricht.

Viele Jahre später hat mein Vater mich in Berlin

besucht. Ich zeigte ihm mein Büro in der Bibliothek und bemerkte, wie stolz er darauf war, dass ich es geschafft hatte. Ich fand den Stolz meines Vaters verständlich, aber nicht berechtigt. Ich freute mich darüber, denn es war eine klare und stille Anerkennung meiner Entscheidung, nicht die Ratschläge der Eltern zu befolgen. Er stand an meinem Schreibtisch, schaute aus dem Fenster auf den gegenüberliegenden Friedhof und ich ahnte seine Gedanken. Ich war traurig, weil er nie eine Chance gehabt hatte, seine Begabungen und Fähigkeiten zu verwirklichen. Seinen Stolz auf mich und die sentimentale Stimmung wehrte ich ab, indem ich in gewohnter Weise ein strittiges politisches Ereignis ansprach. Wir hatten selten dieselbe Position, dafür waren unsere Erfahrungen zu verschieden. Ich hielt mich für radikal und konsequent im Vergleich zu meinem Vater, den ich als vorsichtig und skeptisch wahrnahm. Nach ein paar Tagen fuhr er wieder nach Hause, so, als sei es ein Abschied für immer. Tatsächlich wurde er schwächer, bis er sich selbst aufgab. Er aß nicht mehr und starb innerhalb von wenigen Tagen. „Sich aufzugeben ist schon der Tod“, hatte er früher über seine Erfahrungen in Auschwitz erzählt. „Wer nicht an das eigene Weiterleben glaubte, dem konnten die anderen auch nicht mehr helfen.“ Dadurch ist wohl meine übertriebene Neigung entstanden, für meine Anliegen und meine Haltung zu kämpfen. Vielleicht ist das aber auch nur eine Ausrede für diese Schwäche.

Für mich ist der neue Hauptbahnhof der Hauptstadt, der früher nur eine S-Bahnstation war, mein Erinnerungsort an die Maueröffnung. Hier erlebte ich im Gedränge Glück, Euphorie und die Ahnung, dass nun vieles anders werden wird. Die eigenen Erinnerungen werden so oft Fernsichtsbildern ausgesetzt, dass sie manchmal durch sie überschrieben werden. Ich kann nicht mehr genau sagen, was ich selbst gesehen habe, was durch die Medien im Kopf hängenblieb und was pure Einbildung ist. Als ich während der Maueröffnung mit den Massen bewegt worden bin, fühlte ich wie alle anderen. Ich freute mich unbändig und überlegte, welche Folgen es für mich haben wird. Ich ahnte, es wird zu enormen Veränderungen führen, aber ich vermochte nicht, sie genauer zu bestimmen. Ganz sicher stellte ich mir nicht vor, in Kürze eine Dienstaufsichtsbeschwerde zu erhalten. Ich arbeitete damals in der Amerika-Gedenkbibliothek, der größten Stadtbibliothek in Berlin. Die Benutzungsordnung regelte das Ausleihen von Büchern für die Bewohner Westberlins. Nach der Maueröffnung besuchten auf einmal sehr viele Ostberliner die Bibliothek und wollten endlich Bücher lesen, zu denen sie vorher keinen Zugang gehabt hatten. Es bildeten sich lange Warteschlangen bis auf die Straße hinaus. Für alle Mitarbeiter gab es plötzlich so viel zu tun, dass die Personalvertretung sich bei der zuständigen Senatsverwaltung über meine Entscheidung beschwerte, den Ostberlinern zu erlauben, Bücher auszuleihen, da

mein Handeln nicht der gültigen Benutzungsordnung entsprach. Während meines Urlaubs reichte man eine Dienstaufsichtsbeschwerde ein. Ich musste erst einmal nachschlagen, was das bedeutete und las: Die Dienstaufsichtsbeschwerde ist ein formloser Rechtsbehelf, mit der die Verletzung einer Dienstpflicht eines Amtsträgers gerügt werden kann. Das bedeutet, ein Amtsträger muss sich persönlich nicht korrekt verhalten haben. Die Senatsverwaltung benötigte dann länger als ein halbes Jahr, um die Benutzungsordnung rückwirkend zu ändern, sodass die Beschwerde für mich keine disziplinarischen Maßnahmen nach sich zog.

Der Bahnhof ist auch ein Ort des Wartens. Das Warten ist die hauptsächliche Tätigkeit der meisten Menschen hier. Warten, damit sie wegfahren können. Warten, um endlich zu Hause anzukommen. Allein warten oder gemeinsam warten oder auf andere warten: Das Warten darauf, dass der andere nach dem Abschied wegfährt. Das Warten, wenn er wieder zurückkommt. Die Zeit wird bewusster und intensiver erlebt als sonst, weil sie sich im Zustand des Wartens auf merkwürdige Weise zerdehnt. Das längste Warten durchlebte ich im Sommer 1970 während meiner Flucht aus der Tschechoslowakei über Rumänien in die Schweiz. Meine Eltern und Brüder lebten bereits in der Nähe von Zürich, und ich wartete in Bukarest fast eine Woche auf das Visum und die Möglichkeit, in die Freiheit zu fliegen. Weil ich das vorhandene Geld für die Übernachtung in einem herunterge-

kommenen Hotel brauchte, lebte ich von trockenen Brötchen und dem Wasser, das anfangs noch aus der Leitung floss. Vermutlich wegen der Hochsommerhitze gab es im Hotel plötzlich kein Wasser mehr. Ich ging auf die Toiletten anderer Hotels, um Wasser zu trinken, musste mir aber den Zutritt erkämpfen. Die Zeit bewegte sich nicht vom Fleck. Ich erinnere mich an Hitze, Staub und Durst. Mein Magen war durcheinander.

Weil der sowjetische Außenminister in der Stadt war, sah ich überall Polizei. Ich schleppete mich durch die Straßen, fühlte mich leer und überdachte die letzte Etappe meiner Flucht. Der Reisepass war echt, aber seit einem Jahr galten früher erstellte Pässe – auch ohne entsprechenden Vermerk – als ungültig. In Bern konnte meine Mutter dennoch für ein Visum sorgen, das ich hier in Bukarest erhalten sollte. Und tatsächlich stempelte jemand in der Schweizer Botschaft das Visum in meinen tschechoslowakischen Pass und überreichte mir ein von meinen Eltern bezahltes Flugticket. Nun musste ich auf den Abflug warten. Die Zeit dehnte sich. Ich versuchte die unbekannte Stadt, die fremde Sprache, die Angst und den starken Durst in den Griff zu bekommen. Und die Hoffnung und meine Träume nicht zu verlieren. Ich bildete mir ein, zuversichtlich zu sein. Jede wache Stunde hatte andere sechzig Minuten.